

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 29 (1939)

Heft: 32

Rubrik: Nachdenkliches

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachdenkliches

Wissenschaftliche Sensationen.

Vor einiger Zeit brachten die großen Tageszeitungen ausführliche Artikel über neue wissenschaftliche Resultate, die dazu angetan sind, unserer Welt vielleicht ein anderes Gesicht geben zu können. Es handelt sich dabei um das Wesen der Atomzerrüttung und Freilegung von Energien. Das Thema ist an sich nicht neu, aber man ist auf dem Weg des theoretischen und wissenschaftlichen Studiums an einen Punkt gelangt, der neue Ausblicke für die Zukunft weist. Die angeführten Sätze sind einer Arbeit von Dr. A. Stäger, Physiker, Zürich, entnommen, stammen also aus zuverlässigster Quelle. Es geht hier übrigens nicht um fachwissenschaftliche Auswertung der neuen Entdeckungen, vielmehr wollen wir in freier Art einige Ideen anschließen, die sich dem nie rastenden und immer fragenden Menschengeist ohne weiteres aufdrängen.

„Die Summe der Energien und die Materiemenge im Weltall ist konstant.“ Dieser lapidare Satz sagt bloß eine Selbstverständlichkeit, aber diese Selbstverständlichkeit wird dem Laien doch zu denken geben. Mit andern Worten: Nichts kann im Weltall verloren gehen. Geschehe was immer wolle, ob Kohle oder Holz verbrenne, ob sich Gas verflüchtige oder Wasser verdunste, scheinbar verschwindet der Gegenstand, er geht aber nicht verloren, in irgend einer andern Gestalt bleibt er uns erhalten. Ebenso kann keine Energie verloren gehen, sie kann sich nur verändern, auf diese oder jene Art hin bleibt sie, sie ist konstant. Diese Tatsachen spielen bei den vorgenannten Versuchen ihre wichtige Rolle. Wir vernehmen weiter; „selbst bei schwersten Metallen ist das meiste leerer Raum und die Atomkerne sind vergleichbar den Mücken in einem Mückenschwarm.“ Es mag wohl manchem Laien etwas schwer halten sich diese Tatsache vorzustellen, dennoch ist sie für die Wissenschaft im vorliegenden Falle von ausschlaggebender Wichtigkeit. In der Praxis kann man allerdings einen Menschen ohne weiteres mit einem derartigen „Mückenschwarm“ tötschlagen, aber die Theorie muß nach ihren eigenen Gesetzen handeln und diese führen gelegentlich zu weltumwälzenden Resultaten.

Man hat nun ausgerechnet, daß ein Uranerzbloß von etwa 4 Tonnen eine Energiemenge von etwa 3 Mal 10,000,000,000,000 Meterkilogramm entfesselt. „So könnte man also mit ein paar Tonnen Uran einen gewaltigen Berg in die Luft sprengen. Dynamit wäre dagegen eine harmlose Substanz.“

Welch schier unfahrbare, ungeheure Zukunftsaussichten eröffnen sich auf dieser Basis! Es handelt sich nicht mehr um bloße Utopien, vielmehr ist der Moment nahe gerückt, wo bisher Unmögliches möglich wird. Die Freiwerdung von gewaltigen Energiemengen aus dem gebundenen Körper! Wird der Mensch imstande sein, diesen großen Augenblick zu erfassen und die Riesenkräfte in aktive, nutzbare Bahnen zu leiten, zu Gunsten der Allgemeinheit? Oder wird es gehen wie es bisher gegangen ist, daß jede neue Erfindung zu allererst dem Kriegsgott opfert wird?

Nobel, der Erfinder des Dynamit, hat den Friedenspreis errichtet, das gleiche Dynamit aber wird verwendet um „den Feind“ zu schlagen, um das Ebenbild Gottes zu töten, um Elend zu verbreiten. Die uralte Sehnsucht der Menschen, zu fliegen, ging in Erfüllung, doch das Flugzeug gebar Bomben, die auf Wehrlose, auf Frauen und Kinder, abgeworfen werden. Das Gas ist eine Erfindung, die niemand mehr missen möchte, aber durch dieses ist der Mensch zum Rüsseltier geworden, weil man ihn vergiften will. So wären unzählige weitere Beispiele anzuführen, die alle beweisen, wie der menschliche Geist Werke schafft, die sich letzten Endes gegen ihn selbst richten. Und nun wird eine neue Sensation Wirklichkeit. Die Befreiung von

Energie aus der Materie. Es ließen sich Möglichkeiten ausdenken, die das Leben der Menschen um vieles verbessern und verschönern könnten und es lassen sich — leider — Möglichkeiten ahnen, die das Gegenteil davon Wirklichkeit werden lassen. So wie die Welt heute auf Waffen und Gewalt eingestellt ist, müssen wir damit rechnen, daß auch diese neueste Erfindung in den Dienst des Krieges und Niederganges einzbezogen wird. Doch gerade dies mag unter Umständen sein Gutes mit sich bringen. Man wird die Kriegs- und Vernichtungsmittel derart steigern können, daß letzten Endes überhaupt nichts mehr übrig bleibt. Nachdem der Dynamit harmlos geworden ist, kann man in Zukunft dank der frei werdenden Energien Berge in die Luft sprengen, man wird entsprechende Tunnels unter der Erde in Feindesland vorbohren und so ganze Städte, ja Länder, zerbrechen und zerstören und als Clou gelingt es möglicherweise sogar unsere Erdflugel zur Explosion zu bringen . . . Einem richtigen Hasser und heroischen Held hat dies nichts zu bedeuten, auch wenn er selbst sein Leben opfert, wenn nur sein Feind gründlich vernichtet wird.

Die Aussicht auf ein solches Ende hat etwas tröstliches an sich. Für viele mag ein Ende mit Schrecken einem Schrecken ohne Ende vorziehen sein. Vielleicht aber, wer kann das wissen, zeigt sich in dem Moment, da die Möglichkeit totaler Vernichtung besteht, doch noch ein Funken gesunder Menschenverstand und man wird zur Einsicht gelangen — die Chinesen hatten sie schon vor 2500 Jahren — daß auch die schönsten Waffen unheilbringende Geräte sind.

et.

Lob der Konversation

Haben sich die Menschen etwas zu sagen, so führen sie miteinander ein Gespräch. Sagen sie sich irgend etwas, weil sie sich im Grunde nichts zu sagen haben, sich aber dennoch etwas sagen möchten, machen sie „Konversation“.

Käme man überein, die Konversation als fadet Gesellschaftsprodukt abzuschaffen, würde man sich um die Menschheit jedoch keineswegs verdient machen. Gewiß, Konversation ist banal; aber sie ist nützlich, weil nicht verpflichtend und ungefährlich: sie sagt Nichtsagendes und kann dadurch nie enthüllen und nie verlezen.

Haben sich Herr X und Y angelegenständig versichert, „daß das Better heute recht mild und angenehm sei“, fühlen sie sich beide wohl nicht bereichert; denn was sie sich sagten, haben beide schon zuvor gewußt. Einen unmittelbaren Nutzen darf und wird man von solchen Redensarten nicht erwarten; sie sind aber dennoch daseinsberechtigt, denn sie erfüllen eine bescheidene Aufgabe: sie werden, wenngleich in lauer Weise, Ausdruck eines Brudergefühls, herausgeboren aus irgendeiner die Sprechenden verbindenden, ihnen zufällig gemeinsamen Tatsache. So reden sie miteinander als Bürger derselben Stadt, als Fahrgäste, als Sangessbrüder — als Hundebesitzer. Die beiden Sprechpartner von vorhin wollten lediglich als Herr X zu Herrn Y sprechen; denn kein Wunsch, keine innere Verpflichtung, keine Notwendigkeit lag vor, als Mensch zum Menschen zu reden. Und so müßte hier wie überall, wo man sich menschlich fremd ist, wo man gewissermaßen seelisch auf „Sie und Sie“ steht, ein in die Tiefen greifendes Gespräch, die gefühlshetonte, stark persönliche und darum selbstenthüllende Rede eines Menschen peinlich wirken.

Konversation wird demnach dort geführt, wo der Mensch die bürgerliche Maske noch nicht abgelegt hat, wo er im Gegen teil ängstlich bestrebt ist, sich und sein Geheimnis weiterhin zu behüten. Hier ist also Konversation weit mehr als leichtscherndes konventionelles Reden, als was sie vielleicht im Wörternachsagebuch gelten mag. Sie wird zum Deckmantelchen, mit dem sich ein „Ich“ schamhaft verhüllt. Und mehr noch! Während dieses Ich über empfehlenswerte Hotels, über strenge und milde Winter, über Hunde, Kanarienvögel und anderes Getier spricht, mustert und taxiert es den Partner und wähgt

vorsichtig ab, ob es ratsam sei oder nicht, die Maske herunterzunehmen. Fällt diese, ist die Konversation lediglich Einleitung gewesen . . .

Und so geht es oft vielen Menschen wie jenen zwei Rittern, die im Märchenwald zusammentrafen, sich mißtrauisch machen von Kopf bis zu den Füßen, bis endlich, nachdem beide ihre Bissiere hochgeschlagen, jeder im andern den Bruder fand.

Gerda Mey.

Haus und Heim

Pilze sammeln — ein billiges und nahrhaftes Vergnügen.

Leider bleibt immer noch ein großer Teil der alljährlichen Pilzernte ungenutzt. Das liegt wohl zum großen Teil an der Angst vor den Giftpilzen, die viele vom Pilzsammeln zurückhält. Dabei ist neben der praktischen Erwägung gerade dieses Sammeln, das Herumstreifen in der schönen Natur, ein Vergnügen, besonders dann, wenn es der Hausfrau noch Sparen am Wirtschaftsgeld einbringt.

Nur die Giftpilze verbittern den Pilzsammeln ihre schöne Arbeit. Aber damit muß man sich nun einmal abfinden. Eines soll sich jeder Pilzsammler oder der es werden will, merken: gegen giftige Pilze hilft weder der berühmte silberne Löffel noch die mitgekochte Zwiebel, die sich angeblich verfärbten. Vor der Gefahr der Pilzergiftung schützt einzig und allein die genaue Kenntnis der eßbaren und giftigen Pilzarten. Das hört sich schwieriger an als es ist. Denn der Anfänger kann sich zuerst einmal auf die heimischen Pilze beschränken, und auch bei ihnen nur auf einige Sorten. Dann aber gilt ausnahmslos die Regel: nur der Pilz, den ich kenne und genau unterscheide, ist für mich eßbar!

Eine der folgenschwersten Verwechslungen geschieht zwischen dem eßbaren grünen „Täubling“ und dem ebenfalls grünen, aber giftigen „Knollenblätterpilz“. Dieser Giftpilz ist besonders dadurch gefährlich, daß er von Laien vielfach mit dem Champignon verwechselt wird. Ebenso gefahrbringend sind die „Pantherpilze“ und der „Perlpilz“, von denen es sowohl eßbare als auch giftige gibt. Der falsche Pfifferling ist zwar nicht giftig, aber sehr schwer zu vertragen. Das Gleiche gilt von dem „Gallenröhrling“, der leicht mit dem Steinpilz verwechselt wird. Er schmeckt so gallebitter, daß ein Pilz das ganze Gericht verdorben kann. Außerdem sollten sich besonders die Hausfrauen über Lorchel und Morchel unterrichten.

Von den eßbaren Pilzen sind Steinpilze, Eierpilze, Pfifferlinge, Champignons und Morcheln am bekanntesten. Aber es gibt noch viele andere gut schmeckende Pilzarten. Für den Pilzsammler lohnt es sich auch beispielsweise, Reizker, Birkenpilze oder den Hahnenkamm genau kennenzulernen.

Tüten und Säcke sind zum Sammeln ungeeignet, da die Pilze darin leicht matschig werden. Darum forge die Hausfrau für Körbe oder Kartons. Die Pilze darf man nicht aus dem Boden abreißen, sondern vorsichtig ausdrehen, damit das Wurzelgewebe nicht zu sehr verdorben wird.

Jede Hausfrau mache es sich bei der Pilzbereitung zur Regel, die Pilze sofort nach dem Einkauf zuzubereiten und noch am selben Tag zu verwenden. Grundsätzlich soll man niemals ein Pilzgericht aufheben. Pilze zersehen sich nämlich sehr schnell, und verdorbene Pilze sind immer gefährlich. Die Zubereitung selbst ist nur eine kleine Mühe: Der Stiel wird sauber abgeschnitten, die Haut vom Hut entfernt man jedoch nur, wenn sie sich leicht abziehen läßt. Die Haupsache ist häufiges, tüchtiges Waschen. Dann ein gut ausprobierter Rezept, und das schmackhafte Pilzgericht ist fertig.

Vom guten Essen.

Eine Betrachtung über gut essen und gutes Essen soll man mit einer Anekdote beginnen, um dem Thema von vornehmerein jede pädagogische Strenge zu nehmen. Ein Künstler sitzt in einer Weinstube bei einem gebratenen Truthahn, der von allerlei köstlichen Salaten, Tunken und Würzen umgeben ist. Ein etwas verbürgertlicher, noch in den kuriosen Anscheinungen über die zu Armut und Selbstverleugnung verpflichtenden Wesenheiten eines Kunstmenschen befangener Freund, in dessen Gedanken Samtkatzen, eine kalte Dachstube und der magere Hering spuken, sieht ihn prahlen und staunt: „Daß Euresgleichen Spaß am Schlemmen findet, hätt ich nie geglaubt.“ Worauf der Künstler, sanft und mit der weisen Vorfreude des sinnlich Genießenden die Brust des feisten Vogels ablösend, die Antwort gibt: „Glaubtest du, die guten Dinge seien nur für die Dummköpfe da?“

Es scheint mir frevelhaft, den gut Essenden nachzuspüren, wie vermessn ihr Tun sei. Da mühen sich in Gärten erfahrene Männer, noch besseres und noch aromatischeres Obst heranzuziehen, kultivieren seltsame Salate, auserlesene Gemüse, würzige Kräuter — für wen? Doch zuerst für die, so die Mühe durch angemessenes Entgelt zu lohnen gewillt sind, denn bis neue Züchtungen, bessere Ergebnisse durchdringen und Allgemeingut werden, vergehen Jahre und der emsige Züchter kann und soll nicht aufgehalten werden, seine Bemühungen fortzusetzen. Der Feinschmecker hilft durchzusezen, was jenen Beobachtung und Nachdenken als Einfall eingab. Man muß nicht im März Waldbeerbeeren, im April Trauben, im Mai Gurken haben, der Feinschmecker ist nicht angewiesen darauf. Er kann warten und er wartet gern um den Preis eines Gewächses, das ihm aufgetischt wird, wenn es die ganze satte Reife, den vollen prangenden Geschmacksduft hat. Ein Huhn zu kochen ist kein Kunststück und keine Leistungsprobe. Das Huhn im entscheidenden Augenblick der Schlachtreiße dem Kochtopf zu überantworten und in den dafür bestimmten Zeitpunkt der werdenden Hühnerbrühe die Säfte, Extrakte, Gewürze, Kräuter hinzuzusezen und ihr wieder zu entziehen, noch dazu die Gaben weise abzuwiegeln, damit einem Zuviel an jenem nicht ein Zuwenig an diesem gegenüberstehe, das ist das Geheimnis, das nicht zu erlernen, nur zu erfühlen ist. Hier unterscheidet sich — beim würdigenden Verzehren — der schmauzende Fresser vom behaglich Genießenden, der auch einmal schmauzen darf, denn Essen ist keine Sache für Augen und Ohren, dazu gehören allein Nase, Zunge, Gaumen. Im Ernst hat einmal ein Franzose eine Feinschmecker-Gaststätte eingerichtet, in der jeder Gast für sich saß — den Rücken dem Gang zu, von einem japanischen Tischwandschirm umgeben. Das Schürzen, Knacken, Schnalzen, Suzeln, Schmauzen, Schlucken hörte keiner der Gäste, jeder war mit sich selbst beschäftigt, um Wahrnehmungen nachzugeben. Welche Gefühle überströmen uns, sehen wir eine alte gepflegte Bauernküche, in Westfalen vielleicht oder im Odenwald, mit den Zubern, Kannen und Fäßern, den Kesseln, Satten, Schüsseln, Töpfen, dem ganzen Kochgerät aus Holz mit seinen Brettern, Quirlen, Löffeln, aus Porzellan, Steingut, Kupfer, Messing, einem offenen Herdfeuer unter dem Kaminvorbau. Und wie wachsen diese Gefühle, es ist wie ein Woraus-Schmaus, treten wir in die dunkle Küche, die luftig und gerüchegschwier alles birgt, was reine Freude heißt. Da hängen die Schinken neben den Speckviettern, stehen in Reih und Glied Töpfe mit Gürkchen, Rumfrüchten, Essigzwiebeln, Preiselbeeren und Sauerkraut, die Gläser mit den Gelees und Marmeladen — es wäre eine Lust, hier zu leben. Wie müssen die alten Klosterküchen gewesen sein mit ihren tiefen Gewölben in Keller und Felsen, zu jenen Seiten, als die Gewürzfreudigkeit, ums 14. Jahrhundert, ihren Höhepunkt hatte, als Speicher und Winkel nach den beizenden Düften der trocknen und getrockneten Herrlichkeiten schmeckten — ach, es ist keine Zeit mehr für Männer, die gutes Essen lieben. Fast möchte man zweifeln an dem Worte Brillat-Savarins „Die Tiere näh-